

Senegalesische Impressionen

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt.*



„Halt, das geht nicht!“ Verdutzt blickte eine junge Frau auf die Stewardess, die ihr den Zutritt mit dem Trolley zum Flugzeug in Madrid nach Dakar verwehrte. „Wieso nicht? Ich nehme meinen Koffer mit!“ „Wir haben in den Gepäckfächern keinen Platz mehr.“ „Aber die anderen haben auch ihren Koffer mitgenommen und ich brauche ihn und nehme in doch mit!“ Doch die Stewardess blieb hart. Sie forderte einen in der Nähe stehenden Gepäckträger auf, der Dame den Trolley abzunehmen. Er hatte bereits über ein halbes Dutzend eingesammelt. Ganze fünf Minuten dauerte der Disput der beiden Frauen – aber der Ober sticht den Unter und die Stewardess setzte sich schließlich durch. Es ist auch eine Unsitte mancher Passagiere, so viel Handgepäck in das Flugzeug zu bringen, dass die später kommenden keinen Raum mehr für ihr Taschen, Köfferchen usw. finden.

Gut, dass Friedrich und Magdalen Leipold immer nur mit ganz kleinem Handgepäck reisen. Es wäre ihnen auch zu lästig, während des langen Wartens auf den Flughäfen immer ein sperriges Gepäckstück herumzuzerren. Dafür hatte Friedrich vorher eine halbe schlaflose Nacht verbracht: Fiel ihm doch mitten in der Nacht ein, dass er bei seinen Unterlagen keine Zugfahrkarte gesehen hatte. Noch traumdösig stand er auf und begutachtete seine Papiere: Wirklich, keine Zugfahrkarte. Da bei den letzten Reisen der Zug zum Flug immer obligatorisch war, hatte er nicht daran gedacht, dieses Detail zu überprüfen. „Na, so was!“

Und es war auch kein Problem. Ihr Nachbar, der freundliche Costa, holte sie rechtzeitig ab, damit sie noch im Würzburger Bahnhof am Automaten ihre Zugbillet kaufen konnten. „Ich bin schon dreimal durch die Stadt gefahren, damit das Auto warm wird“, erklärte er beim Abholen. „Es ist heute saukalt und ich wollte euch nicht zumuten, in ein eisiges Fahrzeug zu steigen.“ So nett können Nachbarn sein.

Dafür war es im Flugzeug nach Dakar um so unangenehmer. Um die Leipolds saßen eine Gruppe Senegalesen, die sich alle in großer Lautstärke unterhielten. Jeder wollte den anderen in seiner Rede übertrumpfen. Den Leipolds kam es vor, als wenn ein Düsenflugzeug in hundert Meter Entfernung vorbeifliegen würde.

In Dakar am Flughafen angekommen: „Lass uns doch gleich einmal ein paar Hundert Euro am Geldautomaten abheben. Es ist immer so unangenehm, ohne einheimische Währung dazustehen.“ Magdalen bat Friedrich, einen der vor ihnen stehenden Geldautomaten zu nutzen. Aber leider! Nicht einer der Geldautomaten sprang auf die BankCard oder die Kreditkarte an. Dafür war dann im Hotel ein Geldautomat, der mit wenigen Klicks und wesentlich schneller als in der eigenen Bank die gewünschten Francs ausspuckte.

Man darf ja heute davon ausgehen, dass die Koffer, ehe sie ins Flugzeug verladen werden, genau durchleuchtet werden. Aber den Senegalesen reicht das nicht. Auch beim Verlassen des Flughafens in Dakar wurde das ganze Gepäck noch einmal genau geprüft: Ob Koffer, Reise- oder Handtasche – jedes Stück wurde durchleuchtet und von einem Sicherheitsbeamten geprüft.

Sicherheit über alles! Auch beim Betreten des ‚Novotel‘ in Dakar wird alles noch einmal gecheckt. Sogar das Handy muss in ein Körbchen gelegt werden und der Portier gibt es nach dem Verlassen der Sicherheitsschleuse höflich zurück.

„Wieder einmal in Dakar“, meinte Magdalen, „es hat sich in den letzten Jahren nichts verändert.“ „Ja, noch die gleich uniforme Großstadt wie vor sechs Jahren. Kaum Grün, keine blühenden Büsche, alles schmutzig.“ Friedrich war enttäuscht, dass die senegalesische Hauptstadt so wenig anziehend war. „Was wollen Sie?“ salbaderte Konrad, ein ehemaliger Versicherungstopmanager, „die Leute hier leben eben so. Nicht alle brauchen Blumenrabatten und Jacarandabäume.“ Es war ein Markenzeichen von Konrad, dass er stets ungefragt Antworten gab. „Es gibt überall auf der Welt schöne Gärten und Plätze, an dem sich die Menschen erfreuen. Wenn ich da an die wunderbaren indischen Gärten denke...“ Friedrich schwärmte von den grünen Oasen in den indischen Großstädten. „Wer geht denn dahin? Doch nur die Reichen. Glauben Sie denn, die Slumbewohner gehen in einen Garten. Also brauchen sie dort auch keinen.“ Konrad wusste wieder einmal alles besser. „Auch Slumbewohner gehen in einen Garten. Und außerdem: Es gibt maximal fünf Prozent Inder, die in einem Slum wohnen.“ „Ach was! Das müssen Sie mir schon schwarz auf weiß belegen!“ Friedrich gab es auf, mit einem Menschen zu diskutieren, der immer alles besser weiß.

Konrad war zwar weit gereist, doch von Indien verstand er weniger als ein Verandageländer von der Geldanlage in Zero-Bonds. Schon bald hatte er einen Ruf zu verteidigen: So meinte Walter einmal beiläufig: „Was ist der Unterschied zwischen dem lieben Gott zum Konrad? Der liebe Gott bildet sich nicht ein, Konrad zu sein!“

Sobald jemand ein Gespräch führte, mischte sich Konrad mit seinem Wissen ein. Stets war er bemüht, seinen Beitrag zu liefern, auch wenn es keinen der anderen Mitreisenden interessierte. So berichtete er, dass seine Versicherungsgesellschaft nach der Wende in Berlin ein neues Verwaltungsgebäude errichtet habe. „Und wir haben dazu eine Ausschreibung der Möbel vorgenommen. Wissen Sie, wenn man in Berlin ein neues

Gebäude hinstellt, dann gehört es sich auch, dass man dazu neues Mobiliar anschafft.“ Solche und ähnliche Plattitüden mussten sich die Mitreisenden vierzehn Tage anhören.

An den Ansichtskartenständen sah man immer wieder Karten, auf denen eine junge Einheimische und ein älterer Weißer oder eine ältere Europäerin und ein junger Senegalese abgebildet war. Doch in den Hotels, Lokalen und am Strand sah man im Gegensatz zu früheren Besuchen keine gemischten Paare. Reiseleiter Abdoulie meinte, dass sich in dieser Beziehung in den letzten Jahren einiges verbessert habe. Nur Konrad hatte wieder seinen Senf dazugeben: „Als ich vor einiger Zeit hier war, bat ich die Taxifahrerin, mich in ein billiges Stundenhotel zu bringen. Ach, meinte sie, da brauchen wir nicht weit zu fahren. Sie sitzen schon drin.“

Nach wie vor ein großes Problem ist in Senegal die Beschneidung der Mädchen. Zwar ist dies im Senegal seit zehn und in Gambia seit zwei Jahren verboten. Und obwohl hohe Strafen gegen die Zuwiderhandlung stehen, wird sie immer noch durchgeführt. Vor allem die älteren Frauen drängen in den Dörfern sehr häufig darauf, dass diese grausame Behandlung an den kleinen Mädchen durchgeführt wird. Hier wird nur ein langsames Umdenken eine Verbesserung herbeiführen.

Bei den Jungen erfolgt die Beschneidung im Alter von sieben bis zwölf Jahren. Für sie ist das der Übergang vom Kind zum Mann. Die Beschneidung ist ein großes Fest für die Knaben. Anschließend gehen sie für rund ein Vierteljahr in den Wald und werden dort von kundigen Männern hart erzogen. Vor allem lernen sie Respekt vor den Älteren kennen. Wenn sie aus dem Wald zurückkommen, schlafen sie nicht mehr im Familienhäuschen, sondern bekommen mit den Männern einen eigenen Schlafplatz. Auch die Knaben in der Stadt gehen fast ausnahmslos in den Wald. In der Regel haben sie in einem Dorf einen Verwandten, der sie in einen Waldaufenthalt vermittelt.

Bei der Weiterreise wurde auch eine ganze Anzahl von kleinen Dörfern besucht. Abdoulie versorgte sich im Vorfeld mit genügend Bonbons, Schokolade, Seife und Shampoo, um sich die Damen und die Kinder geneigt zu machen. Die Dorfältesten bekamen für ihre Bereitschaft, das Dorf zu zeigen, einige tausend Francs. Das hört sich zwar viel an, doch tausend Francs sind nur ein Euro fünfzig. „Hier merkt man noch richtig die Armut der Bevölkerung“ flüsterte Magdalen ihrem Mann zu. „Schau nur, wie einfach die in ihren Rundhäuschen wohnen: Ein Bettgestell und ein paar Kisten ist das ganze Mobiliar des Schlafzimmers. In der Küche stehen nur ein paar Töpfe auf dem Boden und an der Seite ist ein kleines Regal. Nirgends ein Schrank, ein Tisch, ein Stuhl! Einfacher geht es nicht!“

Auch die Kleidung war bescheiden. Man merkte, dass ein Großteil aus den Altkleidercontainern der westlichen Welt kam. Häufig waren bei den Buben Trikots der großen Fußballvereine zu sehen, deren Spieler diese Art Hemden vor zehn Jahren oder noch länger getragen hatten. Zum großen Teil war die Kleidung mit großen oder kleinen Löchern oder Rissen versehen. Nur wenn die Frauen auf den Markt gingen, trugen sie ihr hübsches sauberes Sonntagskleid.

Viele der kleinen Dörfer hatten auch eine Schule. Die Außenwände bestanden nur aus einem Flechtwerk, das Sonne und Tiere abhielt. Die Dächer waren ausnahmslos mit Stroh gedeckt. Immerhin hatten sie eine Tafel und auch kleine Bänke und Tische, wo die

Schülerinnen und Schüler Schreiben, Lesen, Rechnen und Französisch lernten. Da die Geburtenrate im Senegal extrem hoch ist, gibt es in der Schule Schichtunterricht.

Für die Fotografen unter den Reiseteilnehmern waren die Dorfbesuche ein Genuss. Während die senegalesischen Frauen auf der Straße grundsätzlich ein Foto ablehnten, konnte man in diesen Dörfern nach Herzenslust fotografieren. Die kleinen Geschenke öffneten die Lippen zu einem süßen Lächeln und das Klicken der Kameras nahm kein Ende. Die Armut der Bewohner öffnete so manchen Geldbeutel der Besucher. Allein Konrad konnte sich dieser noblen Geste nicht anschließen. Vielleicht fehlten ihm noch einige tausend Francs zur fünften Million...

„Welcher Religion gehören hier die Dorfbewohner an?“ wollte Magdalen von Abdoulie wissen. „Über siebzig Prozent sind Muslime hier im Senegal. Dann gibt es eine große Anzahl von Christen, vor allem – auf Grund der langjährigen französischen Besatzung – Katholiken. In den Dörfern leben aber auch noch eine Reihe von Animisten. Dies sind Menschen, die bestimmten Objekten der Natur eine persönliche Seele oder einen innewohnenden Geist zusprechen.“

„Wow, was ist das für eine riesige Moschee?“ Walter riss die Augen auf. Die Reisegruppe war gerade in Touba angekommen und durfte jetzt die riesige Moschee besichtigen. „Da heißt es immer, und wir haben es weitgehend gesehen, dass der Senegal ein armes Land ist. Aber die Moschee mit ihren herrlichen Marmorwänden und -böden hier ist ja fast so prächtig wie der Kölner Dom.“ „Na ja, keine Regel ohne Ausnahme. Natürlich ist der Senegal sehr arm, doch die Religion geht über alles und da spenden dann auch die ganz Armen. Immerhin zählt Touba zu den heiligen muslimischen Städten. Jährlich kommen zum Magal-Fest etwa eine Million Pilger hierher. Da benötigt man ein weitläufiges und imposantes Gebäude“ stellte Abdoulie fest.

Nach der Rückkehr aus dem Landesinneren, in dem auf Grund der Öde die Stunden wie Tage vergingen, kamen die Reisegruppe wieder in Gambia an die Küste. Das Komba Beach Hotel in Kotu war das erste gute Hotel nach einer Reihe sehr einfacher Unterkünfte. „Morgen haben wir einen langen Tag vor uns. Da geht es bald los. Bitte um halb acht Uhr die Koffer am Bus“, verlangte Abdoulie. Am nächsten Morgen schimpfte Christopher vor sich hin: „Ich bin um kurz nach sieben aufgewacht, habe eilige meine sieben Zwetschgen zusammengepackt und bin zum Hoteleingang gesaust. Und kein Mensch war da! Da habe ich nach langem Suchen den Abdoulie angerufen und gefragt, wo denn der Bus steht. Und was sagt der zu mir: Du bist um zwölf Stunden zu früh. Morgen früh um halb acht fahren wir los, nicht abends um halb acht Uhr. Habe ich mich doch glatt um zwölf Stunden vertan.“

War der Hinflug schon ein wenig ätzend, so war der Rückflug ein Desaster. Um sieben Uhr abends musste das Palm Beach Hotel in Saly verlassen werden. Die Fahrt zum relativ nahe gelegenen Flughafen dauerte gerade einmal vierzig Minuten. Das Einchecken war in wenigen Minuten vorbei, doch dann mussten die Reisenden drei Stunden warten, bis der Flieger Richtung Madrid startete. Die Sitze waren sehr eng und die Lehnen konnten nicht zurückgestellt werden, so dass an ein Schlafen nicht zu denken war. „Jetzt ist es vier Uhr“, meinte Magdalen. „Wir haben zwar noch genügend Zeit, aber schauen wir einmal, auf welchem Abflugsteig unser Flugzeug nach Frankfurt startet.“ Doch um diese Zeit war noch keine Angabe vorhanden. Sie fanden jedoch einen Flug nach Frankfurt um sechs Uhr. Leider

war dies ein Lufthansaflug, während sie mit Iberia unterwegs waren. „Jetzt haben wir fast noch fünf Stunden Aufenthalt hier. Und noch keine Mütze Schlaf. Das wird ein harter Tag für uns“ seufzte Magdalen. Nach einem ausgedehnten Frühstück waren es noch immer über drei Stunden, die sie im Morgengrauen – in des Wortes doppelter Bedeutung – ertragen mussten. Endlich ging kurz vor neun das Flugzeug ab, nachdem zweimal der Abflugsteig geändert wurde. Auch hier war wegen der gleichen Bedingungen wie beim vorhergehenden Flug an einen Schlaf nicht zu denken.

Dafür hatten sie in Frankfurt mit dem Anschlusszug Glück: Zwar hatte dieser auch eine Viertelstunde Verspätung, doch sie mussten gerade einmal zwanzig Minuten warten und in Würzburg holte sie wieder mit einem angenehm warmen Auto ihr Nachbar Costa ab. „So hat eben jede Reise ihre angenehmen Seiten und ihre Schwächen“ beendete Magdalen ihre Afrikareise.

Arnstein, 24. Februar 2018